

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 9

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 9
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Februar 1937

Heft 9

In einer großen Stadt.

Es treibt vorüber mir im Meer der Stadt
Bald der, bald jener, einer nach dem andern.
Ein Blick ins Auge und vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es tropft vorüber mit ins Meer des Nichts
Bald der, bald jener, einer nach dem andern.
Ein Blick auf seinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es schwimmt ein Leichenzug im Meer der Stadt.
Querweg die Menschen, einer nach dem andern.
Ein Blick auf meinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Detlev von Liliencron.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

9

Im Pfarrhaus von Waldenz waren die Tage von einer sanften Trauer erfüllt. Sie hatte etwas an sich von dem unbestimmten Almnen des Leidens, das die Natur durchzitterte. Es herbstete. Die Sonne, die dem Tale blieb, war klarer und kostlicher denn je, aber ihre Kraft war vergangen. Es war mehr eine Erinnerung von Licht, was jetzt sich auf die braunen Dächer des Dorfes legte, gelbende Hänge wärmte und am frühen Abend nicht in glühenden Farben, sondern unmerklich wie müdes Lächeln erlosch. In den schönen, stillen Tagen lag wie ein Mitleid mit der sterbenden Natur. Sie kamen, als wären sie Wanderer, die auf Zehen schllichen, sachte wohltuende Hände auf ein mattes Haupt legten und so leise gingen, wie sie gekommen, Wanderer, denen man halb dankbaren, halb bekümmerten Herzens nachsah.

Und die leise Kümmernis, die den Herbsttagen eignete, lag über den Räumen des Pfarrhauses. Huldreich Rot beachtete und fühlte sie nicht; denn sein Beruf nahm ihn völlig in Anspruch und seine innere Freude war so stark, daß sie ihn über alle Kleinheit des Lebens erhob. Zudem war er mit Gedanken und Blicken ganz anderswo als in den heimischen Räumen. Frau Jakobeia jedoch empfand diese Trauer zuerst. Dann ahnte auch Mirrlein sie. Beide Frauen gingen in dieser Zeit stiller noch als sonst durch die großen, kahlen Stuben und die hallenden Flure. Frau Jakobeas strenge Augen blickten nachdenklich und folgten Mirrlein, wie es sich im Hause zu schaffen machte, denn mit Mirrlein hatte die Trauer zu tun. Die Schule lag hinter ihr. Sie war auf den Spätherbst in eine Anstalt der französischen Schweiz angemeldet. Bald sollte sie abreisen. Frau Jakobeia bedurfte der Menschen nicht. Aber

Mirrlein — sie sorgte für sie, sie hatte im Hause gelacht, hatte Jugend in die Räume gebracht — Frau Jakobea erfaßte ein Unbehagen darum, daß die bescheidene Gestalt des Mädchens eine Weile lang in den Pfarrhausstuben fehlen werde.

Auch Mirrlein dachte nicht leichten Herzens an den Abschied. Manchmal taten sich wohl ihre Augen weit auf und ein Ausdruck jäher und ungeduldiger Freude kam hinein. Das war, wenn des Mädchens kindliche Seele in Gedanken an all das Neue hüppte, was es in der Fremde sehen würde. Aber das Lachen ging rasch vorbei. Mirrlein dachte nach, sie sah die Pfarrhausräume an, jeden Winkel, der ihr heimisch und lieb war, und manchen Gegenstand, der in den Stuben stand und an dem es seine Freude hatte. Personener aber wurde der Blick, wenn er auf Frau Jakobea sich richtete oder an Huldreich hing. Mirrlein hatte manchmal Gedanken, die über ihren Jahren standen. Zwischen zwei Erwachsenen herangereift und der Gesellschaft gleichaltriger Genossinnen entbehrend, hatte sie Spiel und Scherz wenig geübt, dagegen manche ernsten Dinge frühzeitig betrachten gelernt. Nun sah sie Frau Jakobea an, die sich mit ihrer Schröffheit überall unbeliebt machte, und die auch gegen sie, Mirrlein selbst, oft streng, selbst hart war. Das Mädchen liebte Frau Jakobea, halb aus unbewußtem Trieb, halb weil sie Mitleid mit ihr empfand. Frau Jakobea alterte. So kohlschwarz die Brauen aus dem Gesicht stachen und so scharf die ebenso dunkeln Augen noch waren, das Haar bleichte zusehends, und die Haut des Gesichtes war fahl. Wenn Frau Jakobea nicht mehr da wäre, wann sie, Mirrlein, aus dem Welschland zurückkam? Das Mädchen mußte an sich halten. Ein Schluchzen stieg in ihr auf. Überhaupt war ihr manchmal so bang. Es war, als müßte sich etwas Großes im Hause und in ihrem Leben ändern.

Dieses Vorahnens einer nahen Veränderung befiel Mirrlein noch weit mehr in Huldreichs Nähe. Sie konnte sich nicht helfen, daß dem so war. Ihre Blicke folgten ihm häufig, begleiteten ihn durch die Stube, noch mehr vom Fenster aus, wenn er dorthin schritt. Mirrlein staunte über ihn. Er hatte früher gern mit ihr gescherzt, und der Scherz hatte sich oft zum Übermut ausgewachsen. Jetzt schien er manchmal gar nicht zu wissen, daß sie im Hause war. Seine Arbeit nahm ihn freilich in Anspruch. Alle Menschen im Dorfe bedurften seiner: die Kinder, die er unterrichtete, die Jünglinge und Mädchen, deren geselliges Leben er im Verein mit Reinhard, dem Lehrer,

leitete, die Behörden, die ihn zur Mitarbeit heranzogen, die Kranken, die Armen und die Unglücklichen, alle wollten ihn haben! Und mit seinem leuchtenden Blick ging er unter ihnen, immer freudig und nie müde! Mirrlein blickte zu Huldreich Rot als zu einem ganz großen Menschen mit einer leisen Scheu auf, und solange die Gesamtheit ihn beanspruchte, hatte sie nicht empfunden, daß er ihr weniger gab als früher. Seit einiger Zeit aber war dennoch etwas anders geworden, und es war nicht mehr die Gesamtheit, die ihr Huldreich raubte, es war — sie ahnte und empfand es — eine einzelne: Meta Hartmann! Diese Entdeckung war es, die Mirrlein zwang, die Blicke immer wieder nachdenklich ihm folgen zu lassen, und die ihr bang machte, als müßte etwas Trübes in ihr Leben kommen.

Von einer leisen Trauer durchdunkelt also ging die Zeit den zwei Frauen im Pfarrhaus dahin. Nun blieben noch zwei Tage übrig. Dann sollte Mirrlein fahren.

Es war gegen Abend ihres vorletzten Tages in Waldenz, daß das Mädchen bei Frau Jakobea arbeitend in der großen Wohnstube saß. Es galt noch ein Kleid auszubessern, das es einzupacken dachte.

Die milde Sonne, die dem Herbst eigen war, lag auch heute noch über dem Tal. Der Wind regte sich nicht. Die Bäume standen schlank und reglos, und die Wolken wanderten nicht. Berge und Bäume und Wolken hielten der letzten warmen Sonne still.

Ganz von der Seite traf ein Lichtschimmer auch die Fensternische, hinter welcher die Stube der zwei Frauen lag. Die weiße Mauer trug ein bleiches Leuchten. Die Frauen saßen nahe dem Fenster, über ihre Arbeit gebückt. Sie sprachen von der Reise, die das Mädchen zu machen hatte. Frau Jakobea war nicht ängstlich, aber sie fügte dem Gespräch ein paar Lehren bei, wie das Mädchen sich auf der Fahrt zu halten habe.

„Ein Jahr ist bald vorbei,“ fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, vielleicht ungestanden sich selber zum Trost, vielleicht nur, weil das Wort ihr eben einfiel.

„Schreibe fleißig,“ mahnte sie später, „sei es an Huldreich oder an mich.“

Mirrlein hob das braune Gesicht von der Arbeit. „Huldreich ist so beschäftigt,“ sagte sie.

Frau Jakobea wurde aufmerksam. Was hatte das Mädchen? Dann fiel ihr von selber das Richtige ein: Huldreich hatte sich letztlich wenig um Mirrlein gekümmert. Das machte ihr zu schaffen.

„Er wird sich doch freuen, wenn du ihm schreibst," sagte sie.

„Vielleicht ist alles anders, wenn ich wieder komme," meinte die andre jetzt.

„Wieso?" fragte diese.

„Vielleicht — Huldreich — es wäre möglich, daß er eine Frau nähme."

Frau Rot strich mit der feinen Nadelspitze über das Kissen des Nähstocks, vor dem sie saß. Es gab ein zischendes Geräusch. Sie selbst schwieg. Ihre Gedanken hatten sich in letzter Zeit viel mit dem Sohne beschäftigt. Sie wendeten sich auch jetzt ihm zu, wanderten und wanderten. Jetzt sah sie in diesen Gedanken Meta Hartmann über den Pfarrhaushügel heraufsteigen, die Tochter des Sägers. Huldreich zeigte Interesse für sie! Aber — Mirrlein sprach etwas aus, was unmöglich —

Der immer rasche Zorn packte Frau Jakobe.

„Was redest du da?" wendete sie sich heftig zu dem Mädchen.

Diese schlug den Blick nicht nieder, sah nur am Gesicht der alten Frau vorbei ins Leere. Ihre lauteren Augen verbargen nicht, was sie bedrängte.

„Huldreich ist viel mit Fräulein Hartmann zusammen," sagte sie. „Sie ist sehr klug und schön."

„Sie ist katholisch," entgegnete Frau Jakobeia kurz, barsch und schroff. „Du mußt nicht reden, was du nicht verstehst." Und ebenso ruckweise und knapp fügte sie nach einer Weile hinzu: „Das ist unmöglich!"

Mirrlein schwieg jetzt und stichelte weiter. Auch Frau Rot fuhr in ihrer Arbeit fort. Eine Weile nähten beide, das Mädchen ruhig und langsam, Frau Jakobeia mit einer ruckweisen Heftigkeit, die dem straff gespannten Faden zuweilen ein leises Schwirren entlockte. Auf einmal schien der alten Frau ihre Schroffheit leid zu tun. Sie begann zu sprechen, die Arbeit im Schoß, steif aufrechtsitzend. Die tief eingedrückte, schattige Oberlippe ließ die kargen Worte schwer durch, so daß sie etwas Mühsames erhielten, aber sie waren das Lautwerden scharfer Gedanken, die ihr während des vorigen Schweigens durch den Kopf gegangen.

„Du kennst das Leben und die Menschen noch nicht. Ich will dir etwas sagen: du bist ernsthaft genug, trotzdem du jung bist. Darum will ich es dir sagen. Mein Sohn Huldreich geht stark und feurig und zuversichtlich, wie er ist, einen Berg hinauf und freut sich auf das Schöne, was oben zu sehen sein wird. Aber er wird das Schöne nie

sehen! Er wird vorher stürzen! Wir werden ihn finden, vielleicht zerschlagen oder — oder tot! — Vielleicht wird ihm der Sturz nicht schaden und er gleich wieder bereit sein, hinaufzusteigen! Verstehst du mich?"

„Du meinst, daß er sich in dem täuschen wird, was er zu erreichen glaubt, daß er zu viel von seinem Wirken erwartet?" fragte Mirrlein.

„Er wird sich in den Menschen täuschen," erwiderte Frau Jakobeia.

„Wenn du mit den Menschen Frieden haben willst, mußt du sie fern von dir halten," fügte sie nach einer abermaligen Pause hinzu. Gleichzeitig hob sie mit zwei langen, dünnen weißen Fingern einen Faden von ihrem schwarzen Kleid, beßt ihn mit einem Ausdruck grimmigen Missfallens und ließ ihn aus diesen zwei Fingern weit von sich ab zu Boden gleiten. Die Gebärde stand vollständig in Beziehung zu ihren Worten. Es war, als lasse sie aus spitzen, vor allem Unsauberen scheuen Fingern, dasjenige niederfallen, was sie mit den Menschen verband.

Mirrlein tat das Herz weh. Sie hatte in der Welt nicht viele, die sie liebte, aber es war ihr, als falle von Frau Jakobeias Worten ein Schatten auch auf diejenigen, an denen ihr Herz hing.

Die Unterhaltung schließt jetzt ein. Frau Jakobeia hatte mehr gesprochen, als sonst ihre Art war. Nun schwieg sie für lange. Mirrlein saß bang auf ihrem Stuhl.

Bang und bedrückt begab sich das Mädchen an diesem Abend auch zu Bett. Ebenso wenig vermochte es am folgenden Tage die trübe Stimmung abzuschütteln. Die Wehmut des Abschieds kam hinzu.

Die beiden Frauen gingen an diesem letzten Tage so schweigsam umher, daß selbst Huldreich aufmerksam wurde. Er war so sehr mit sich beschäftigt gewesen, daß ihm erst jetzt wieder einfiel, wie nahe Mirrleins Abreise war. Wie sich einer Pflicht erinnernd, zeigte er dem Mädchen plötzlich lebhafte Teilnahme, sprach von ihrem Gehen und Wiederkommen, kümmerte sich um die Reise und schalt auf die Post. Diese verkehrte um diese Spätherbstzeit von Waldenz aus talwärts nur einmal täglich. Mirrlein mußte am Morgen durch einen Wagen der Kreuzwirtin nach Münster, dem nächsten größeren Ort, gebracht werden, von dem aus eine Vormittagspost zur Eisenbahnstation ging.

Mirrlein hatte Tränen in den Augen, während er sprach. Mitten in aller Kümmernis aber zuckte ihr ein froher Gedanke auf. „Unmöglich",

hatte Frau Jakobea gesagt. Huldreich konnte Meta Hartmann nicht heiraten! Mirrlein seufzte ein wenig. Der Seufzer erleichterte sie.

Um Nachmittage sprach Reinhard Fehr, der Lehrer, im Pfarrhause vor und fand Huldreich, seine Mutter und Mirrlein in der Wohnstube. Er war verlegen und erregt, als er sich auf einen ihm gewiesenen Stuhl setzte. Sein Gesicht war leise gerötet. Den Hut in den Händen drehend, redete er in seiner raschen Art von dem und jenem. Wie das Wetter herrlich und die Landstraße staubfrei sei! Wie gut es sich in dieser Herbstkühle wandere! Und daß er morgen dienstfrei sei. Dann überwand er die anfängliche Scheu und tat dar, warum er eigentlich gekommen war. Er wollte seiner Lieblingsschülerin eine Freude machen! Er biete sich an, mit Mirrlein morgen zu Fuß nach Münster hinunterzusteigen. Wenn sie beizeiten aufbrächen, erreichten sie rechtzeitig die Post.

Mirrlein errötete vor Vergnügen über den Vorschlag. Huldreich stimmte rasch und dankbar zu, Frau Jakobea allein hob das Gesicht und sah forschend auf den jungen Menschen. Dem war es, als ginge ihr Blick ihm durch und durch. Er errötete abermals; aber er hatte ein gutes Gewissen und hielt den Augen der alten Frau lächelnd stand. Frau Jakobea jedoch wußte in dieser Minute mehr als er selber: Der Lehrer war feck! Er ließ sich das Mädchen wohlgefallen, an dem sie, die Patrizierin, Mutterstelle vertrat! Sie wendete die Augen Mirrlein zu. Dann wurde sie ganz ruhig. Mochte das Mädchen morgen immerhin mit dem Lehrer ziehen! Es war noch ein Kind und lauter wie ein klarer Wiesenbach! Es zog — Frau Jakobea wußte es — morgen aus, froh um die Wanderung durch eine helle Frühe, ein wenig stolz, daß der Lehrer es begleitete; aber von keinerlei Herzensunruhe sei-netwegen bedrängt! Diese Wanderung diente nur dazu, ihr über den Abschied überhaupt hinwegzuholen!

Der Plan des Lehrers wurde näher besprochen. Bald wurden sie einig, daß Mirrlein mit dämmern dem Tag mit ihm gehen sollte.

Mit dämmern dem Tag machte sich das Mädchen bereit. Während es zum letztenmal am Fenster der Pfarrhausstube stand, sah es Reinhard Fehr den Hügel heraufkommen. Frau Jakobea trat aus ihrer Schlafstube, und die alte Magd trug das Frühstück auf und machte zur Seltenheit ein freundliches Gesicht; denn das Mädchen, das fort wollte, war der einzige Mensch, mit dem die Mürrische sich wohl vertrug. Schon klopste

Reinhard an die Tür, als Huldreich, der noch bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte, erschien. Sie frühstückten alle miteinander; auch Reinhard wurde genötigt. Huldreich war bleich, und seine Stirne sah müde aus. Frau Jakobea sah es und sagte: „Du arbeitest viel, Sohn. Übertreibe es nicht!“

Er lächelte, und sein Blick hatte den gewohnten Glanz. „Ich wäre zu weit mehr Arbeit stark genug,“ erwiderte er.

Mirrlein hing indessen die Augen heimlich an sein Gesicht, und es war seltsam, daß sie die ganze Stunde noch, die bis zu ihrer Abreise mit allerlei Hin und her verging, unwillkürlich immer wieder mit den Blicken ihn suchte.

Sein Benehmen gegen sie verriet indessen den schwer beschäftigten und von vielen Gedanken bestürmten Mann. Ein wenig zerstreut rückte er dann und wann das Wort an sie, sagte einen Rat oder einen Wunsch. Hier und da aber brach durch seine Zerstreutheit die herzliche Liebe, die er stets für sie gehabt. Er beugte sich auch, als sie dann Abschied nahmen, ruhig zu Mirrlein nieder und küßte sie auf die Stirn. Jetzt war er dessen ganz inne, was er tat, und mit seinen Gedanken herzlich bei ihr.

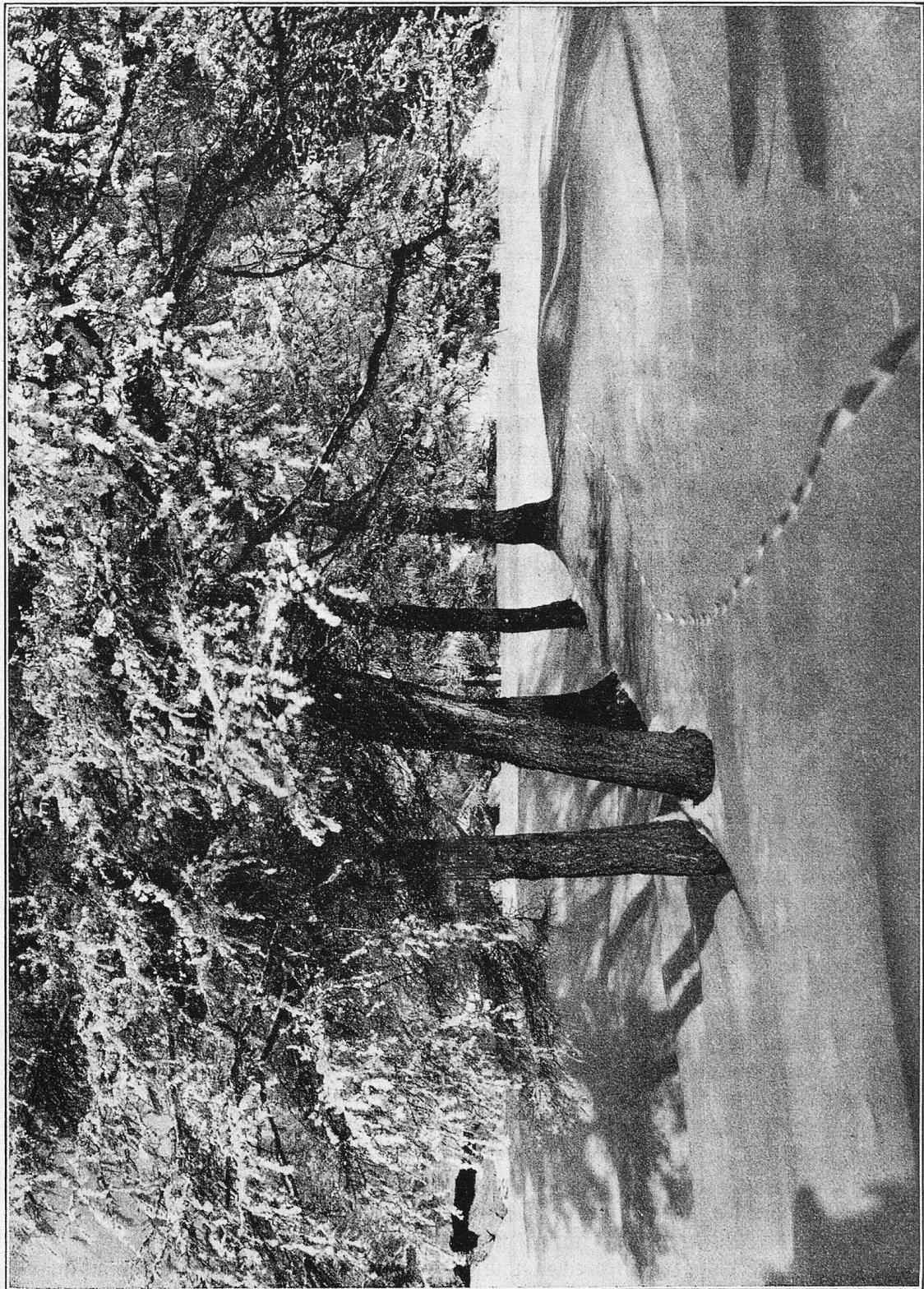
„Wir freuen uns schon jetzt, bis du wieder kommst,“ sagte er. Dabei hatte auch er zum erstenmal das Gefühl, daß ihr Weggehen eine Lücke im Hause ließ und freute sich im Gedanken, daß diese Lücke sich wieder füllen würde.

Auch Frau Jakobea küßte Mirrlein.

Das Mädchen und der Lehrer verließen die Stube und das Haus. Huldreich ging an seine Arbeit zurück. Frau Jakobea indes begab sich ans Fenster und blickte den unten Davonschreitenden nach. Ihre Züge blieben streng und dunkel. Nun war das Haus wieder ärmer! Ihre innerliche Bitterkeit gewann neue Nahrung: das war immer so im Leben! Alle, die man sich sammelte, verließen einen Zeit um Zeit!

Frau Jakobea ließ sich in ihrem hochlehigen Stuhle nieder und hub an zu arbeiten. Leise hob und senkte sich die schmale Hand, welche die Nadel führte. Sie schaute sich um. Wie leer das Zimmer war! Nun war sie wieder so einsam, wie sie je gewesen! Doch — bah — war das ihr nicht längst zur Gewohnheit geworden?

Im selben Augenblick hob sie den Kopf. Huldreichs Schritt scholl im Flur. Er war im Begriff, auszugehen. Frau Rots Gedanken gingen hinter ihm her, als er das Haus verließ. Sie folgten auch Mirrlein, die jetzt mit dem Lehrer talzu



Die Fußspur im Schneeflocke.

Phot. Seuerstein, Schneeflocke.

schritt. Die beiden, Huldreich und das Mädchen, würden wohl noch lernen, was sie schon wußte: daß der Mensch keinen hatte als sich selbst! Ob sie es lernen mußten? Frau Jakobeas Lippe zitterte unmerklich. Die beiden taten ihr leid! Es war nicht leicht, so weit zu kommen wie sie selber, daß man keinen mehr brauchte! Daß einem die Menschen zuwider waren!

Reinhard und Mirrlein schritten hügelab, durchschritten rüstig das Dorf und ließen es bald hinter sich. Als keine Häuser mehr ihre Straße einengten, wurden ihre Schritte ruhiger und gleichmäßiger und standen im Einklang mit dem freien Atem ihrer Brust. Es wanderte sich föstlich durch den heraufwachsenden Morgen, die Brust dehnte sich und sog in großen Zügen die Luft ein. Nebel lag auf den Bergen, der nach oben licht war und nach unten düster, so daß der Wald schwarz an den Hängen stand. Ein grauer Reif bedeckte die Wiesen. Der Himmel wurde heller und heller. Dann begannen die oberen Säume der Nebel zu glänzen, und allmählich zuckten weiße Blitze über sie hinaus.

„Jetzt kommen wir in die Sonne,“ sagte Mirrlein und nahm eine schlichte schwarze Jacke ab, die sie trug.

Vor ihnen ging eine scharfe Grenze über die Straße, hier noch Schatten und dort schönes, klares Licht. Sie sahen einander unwillkürlich lachend an, als sie auf Haupt und Schultern mit Wohlbehagen den warmen, zärtlichen Schein empfanden. Mirrlein nahm auch den schwarzen Hut vom Kopf und trug ihn mit der Jacke in der Hand. „Wir sind ja noch im Bauernland,“ scherzte sie, „man darf wohl barhaupt gehen.“ Dabei sah sie aus, als entledigte sie sich am liebsten auch der Schuhe und Strümpfe, und Reinhard hatte seine helle Freude an ihr, an ihrem ungekünstelten, gesunden und starken Wesen.

Die Frische und Schönheit des Morgens beeinflußte der beiden Gespräch. Es war ungezwungen und munter von Anfang an.

„Jetzt schauen sie uns nach und haben zu staunen und zu reden,“ hatte Reinhard gesagt, als sie durch Waldenz geschritten waren. Sie wußten, die Waldenzer klatschten wie andre Leute, und lachten über die Redseligkeit der Mitbürger. Aber von der Allgemeinheit kamen sie auf einzelne der Dorfbewohner zu sprechen und verfielen so selber in ein harmloses Klatschen, das sie mit kleinen munteren Scherzen würzten. Je weiter sie aber ins offene Land hinauskamen, um so freier und ernster wurde auch das, was

sie sprachen. Sie tauschten über die Schönheit des Weges Bemerkungen aus und kamen auf den Wert des Wanderns überhaupt zu sprechen. Auch von der Vergänglichkeit allen Genusses redeten sie und vom raschen Gang der Zeit. In ihrem ganzen Verkehr trat ihr Verhältnis, welches dasjenige des Lehrers zur Schülerin war, klar zutage. Mirrlein sah noch mit einer gewissen Gläubigkeit zu ihrem Begleiter auf, und dieser schlug gern einen überlegenen und etwas lehrhaften Ton an. Mirrlein riß freilich manchmal plötzlich den Faden des Gesprächs entzwei, um stillzustehen, rückwärts zu schauen und an das zu erinnern, was sie zurückließ. So hatte sie, solange das Pfarrhaus zu sehen war, mehrmals mit der braunen Hand hinübergewinkt, ohne freilich Antwort von dort zu bekommen, da weder Frau Jakobea noch Huldreich sichtbar waren. Nachher auch, als der Weg sie längst aus dem Gesichtskreis des Ortes geführt, kam das Mädchen wiederholt auf die Heimat zu sprechen. Zwei-, dreimal erwähnte es Huldreich, tat es in liebevoller Weise, als komme es schwer wieder von dem Gedanken ab.

Reinhard beachtete das nicht. Er nahm das Leben, wie es kam, und genoß den Augenblick. Dieser Augenblick war für ihn voll Freude. Immer wieder betrachtete er mit Wohlgefallen das Mädchen, das im schwarzen Kleid anmutig neben ihm ging.

Viel zu früh, wie beide meinten, bekamen sie die Poststation zu Gesicht. Plötzlich lag sie vor ihnen in einer tiefen Mulde. Die Sonne lag über dem Ort und zeigte zwei schnurgerade Reihen von Häusern, die eine Straße trennte. Die gelbe Postkutsche stand schon vor dem Wirtshaus, und Leute waren um dieselbe beschäftigt.

„Nun haben wir doch nicht mehr viel Zeit,“ sagte Mirrlein.

Sie waren unwillkürlich stehen geblieben.

„Läß uns hier gleich Ade sagen,“ bat der Lehrer.

Das Mädchen blickte erstaunt auf. Es war ausgemacht, daß Reinhard Fehr sie zur Postkutsche geleiten und das Nötige für die Abfahrt für sie besorgen werde. So verstand sie es nicht, weshalb er jetzt schon Abschied nehmen wollte.

„Im Trubel der Abreise kommt man zu keinem rechten Gruß,“ erklärte Reinhard.

Da bot ihm Mirrlein unbefangen die Hand. „Also ade!“ sagte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie mit mir gekommen sind.“

Er hielt die Hand fest, als sie sie zurückziehen wollte, und drückte sie.

Das Mädchen errötete. Der Lehrer war eigen-tümlich! Was wollte er denn?

„Reise glücklich!“ sagte Reinhard Fehr. „Denke heim dann und wann!“

„Natürlich!“ erwiderte Mirrlein scheu.

„Ich meine, auch an mich!“ fuhr Reinhard fort. Sein Gesicht war heiß.

„Natürlich!“ wiederholte Mirrlein, den Blick am Boden.

„Wenn du zurückkommst, hat das Dusagen aufgehört!“

Auch zu dieser letzten Rede sagte Mirrlein: „Natürlich!“ und hob die Augen arglos und doch wie in Bedrängnis zu ihm auf.

Der Blick veranlaßte Reinhard, des Mädchens Hand fallen zu lassen. Verwunderung und ein wenig Angst standen darin. Nichts aber verriet, daß Mirrlein der Abschied von ihm, Reinhard, schwer wurde. Er fühlte plötzlich eine Ernüchterung. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Hatte er das Kind erschreckt? Sich töricht benommen? Er schämte sich.

Mit dem vergeblichen Versuch, den ungezwungenen Ton von früher wiederzufinden, begann er den Abstieg zu dem vor ihnen liegenden Dorfe. Sie gelangten rasch und schweigsam den Berg hinunter.

Als das Mädchen aber wohlversorgt in einer Ecke des Postwagens saß, zwang es die eigne Warmherzigkeit und die Unabhängigkeit, die es für den Lehrer hatte, noch einmal, dicht vor der

Absfahrt ihm die Hand herauszustrecken. Ihr Gesicht leuchtete freundlich, und sie drückte fest seine Rechte.

„Vielen Dank für alles!“ sagte sie in herzlichem Ton.

Da ging ihm das Herz wieder auf. Er wehrte ihren Dank verlegen ab. „Viele Grüße daheim!“ hörte er noch. Aber der Wagen war schon im Rollen. Er stand allein in der Straße und schaute dem Fuhrwerk nach. Doch Mirrlein erhob sich vom Sitz und stand eine Weile aufrecht im Wagen, mit dem weißen Taschentuch winkend. Reinhard Fehr seufzte. Es war ihm eigen zumute. Hatte er von diesem Gange etwas erwartet, was sich nicht erfüllt hatte? Er fühlte sich irgendwie enttäuscht. Auf dem Heimweg, den er langsam einschlug, waren seine Gedanken nicht bei ihm. Sie reisten dem Mädchen nach.

Ebenso in Gedanken saß Mirrlein im Wagen. Was war den Lehrer angelommen? Ihre ohnehin durch alles Neue, was auf sie eindrang, bewegte Seele erschauerte in Ahnungen und unbegriffenen Gefühlen.

Der Wagen rasselte durch die morgenschöne Welt. Allmählich erwachte Mirrleins Freude wieder. Dann flogen die Gedanken dem Wagen weit voran, dem Reiseziele und allem zu, was dort wartete. Aber plötzlich waren sie wieder daheim im Pfarrhaus von Waldenz. In diesem Hause fanden sie eine Stube und einen Menschen. Mirrlein sah Huldreich Rot in seinem Arbeitszimmer. Und jetzt spürte das Mädchen das erste Heimweh.

(Fortsetzung folgt.)

An dem Strande

An dem Strande meiner Heimat, wo die
weißen Mädchen sangen,

Bin im Sande ich als Knabe ruhelosen
Blicks gegangen;

Weiße Mädchen sangen traumhaft ihr vom
Mond beglänztes Sehnen,

Meines Knabenschmerzes Bangen weinte
nächtens heiße Tränen.

Hinter jenen grauen Wellen, weit hinaus
im Grenzenlosen,

Lagen bunte Fabellande, lachend überrankt
von Rosen,

Frauen und Männer harrten knieend, wo
das Meer am Ufer grollte,

Daß die Morgensonne glühend aus den
Wogen tauchen sollte.

meiner Heimat.

Blau und hellgrün flammt das Wasser, aus
des Meers beglänzten Gründen

Schießen zitternd Strahlengarben, den
verheissen Tag zu künden;

Einer Barke Purpursegel werden sichtbar
auf den Wogen,

Festlich kommt der junge König in sein
Sehnsuchtsland gezogen.

An dem Strande meiner Heimat, wo die
weißen Mädchen sangen,

Bin im Sande ich als Knabe ruhelosen
Blicks gegangen;

Irre süße Stimmen riesen goldnen Ruhm
und ewige Ehre,

Spiegelnd standen große Sterne, lockend
auf dem dunklen Meere.